

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 17

Artikel: Bergfrühling
Autor: Gfeller, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 17 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

23. April 1938

Bergfrühling

In meiner Heimat ist es Frühling,
In meiner Heimat schmilzt der Schnee,
Ich hör' das süße Lied der Stare,
Ich hör's im Traum — es tut so weh.

Und an den Hängen blühen Veilchen,
Und in den Wipfeln spielt das Licht,
Der Himmelsbogen schmiegt sich drüber
Wie ein geliebtes Angesicht.

Und Gärten steigen aus den Gründen,
Die ich am jungen Tag durchschritt,
Ich kann die Tore nicht mehr finden,
Das Leben nahm die Schlüssel mit.

Berzaubert steh' ich auf den Wegen,
Aus grünen Kronen weht es lind,
Ich spür' des jungen Lenzes Regen
Und weine hilflos wie ein Kind.

Willy Gfeller.

Der Minneritter auf dem Lande

Eine heitere Geschichte von Meinrad Lienert.

Im heimeligen Winkel eines grünen Bergtales, unter einer überhängenden Fluh, haben sich einige Häuser zusammengetan, die miteinander ein kleines Dorf bilden. Aus den grauen Schindeldächern schaut das Türmchen des weißen Kirchleins hinweg über die Matten und Talweiden.

Das Dörflein nennt man Studach. In Studach wohnt ein gesunder Menschenschlag. Die Studacher sind aber ein eigenhölziges Völklein, an dem herum noch nicht zu viel geschnitten, gezweit und gedoktort worden ist. In den Knochen haben sie gesundes Mark und in den Köpfen allerlei altes Zeug und alten Spul aus der Urväter Zeiten. Wenn ihn nicht ein „Gebranntes“ aufhaut, redet der Studacher um einen Baken nicht viel. Wer ihn etwa fragt: „Heda, Mann Gottes, ich bin hier fremd; bin ich hier recht in Studach?“ der bekommt im Neinfluss ein Kopfschütteln und im Ja-fall ein Schnalzen mit der Zunge. Eine Schule haben sie im Dörflein nicht, aber ein kleines verschindeltes Pfarrhaus. Der Pfarrer ist alt und hat nicht viel zu tun. Aber etwa versucht er auch Menschen- und Viehschäden zu heilen. Daneben schnitzt er fleißig Pfeifen. Wenn die Köchin darüber schimpft, daß alle Truben voll Tabakpfeifen seien, und daß sie nicht wisse, wohin damit, sagt er zu ihr: „Gib Frieden! So manches Maul im Land, so manche Tabakpfeife braucht's, und die Kinder, die nachwachsen, werden den Tabak auch nicht aus einer Suppenschüssel rauchen.“ Der Pfarrer ist ein verständiger Mann; er schaut nicht bloß auf die Kappe, er schaut auch auf den Kopf. Wenn ihm dieser oder jener über seinen Nachbarn schimpft und von ihm sagt: „Seht, der ist durch und durch schlecht!“ so antwortet der alte Herr: „Es wird halt etwas auch das Holz schuld sein; aus einem jeden Holz lassen sich nicht leicht tüchtige Pfeifen schnitzeln.“ Doch vom alten Pfarrer wollen wir da nicht reden. Ich hab nur sagen wollen, daß er jetzt allzeit

extra für die Bauern die Tabakpfeifen gemacht hat, wie unser Herrgott seinerseits ihre Mundwerke extra für die Tabakpfeifen erschaffen zu haben scheint. Denn wenn der Studacher das Pfeifchen nicht im Mund hat, ist er kein Studacher, sondern nur ein Mensch.

Die Häuser im Tal schauen alle nach Osten, daß ihnen die Morgensonne gleich recht schön in die niedrigen Stuben scheinen kann. Aber hinter einem Rain, in einer Waldlichtung, steht noch ein braunes, verwittertes Häuschen, und nahe dabei, unter den Bergtannen, mottet und raucht ein Kohlenmeiler; denn die Leute im Tannschlupf sind von alters her Kohlenbrenner gewesen und haben immer ein Aussehen gehabt, als ob die Kinder dort schwarz auf die Welt kämen. Am Kohlenmeiler vorbei läuft ein kurzweiliger Bach nach dem Heubergshof hinunter, der noch hinterm Wald in einer schönen, westabgeschiedenen Talmulde liegt. Und da wären wir nun am rechten Ort angekommen. Nämlich, vom alten Heubergstöffi, der da auf dem stattlichen Bauernhofe wirtschaftete, möchte ich gerne ein Geschichtlein erzählen. Er ist auch so eine Art vergeblicher Minneritter gewesen, wie man von solchen etwa in alten Kalendern lesen kann.

I.

Der Heubergstöffi war noch ein blutjunger Nachtbub, als sein Vater beim Holzreisten von einem fallenden Baum erdrückt wurde und der Mutter ins Grab nach mußte. Da er nun der einzige Sohn war, so fand er sich auf einmal als der Bauer auf dem Heubergshof.

Wie er nun die Ausdehnung des Heimwesens so recht ins Auge faßte, fiel ihm ein, es möchte doch nicht geraten sein, auf dem Gut so allein zu wirtschaften. Also machte er sich mit den Nachtbuben des Tales auf Weiberfährten. Er befand sich auch